

## Kulturnation light?

### Unvollständige Anmerkungen zu einer unvollständigen Diskussion

Tobias J. Knoblich

Am Ende wollen wir immer alles. Und wir wollen, dass alles nebeneinander bestehen kann. Kultur als das Wahre, Gute und Zeitgemäße. So kann man die Diskussion am ersten Abend des 55. Loccumer Kulturpolitischen Kolloquiums zunächst zusammenfassen. Jüngere Kulturpolitiker/innen – der Autor dieses Kommentars eingeschlossen – sollten sich hier über das Kulturverständnis zwischen klassischem Kanon, Event- und Medienkultur sowie die kulturelle Identität im vereinten Deutschland verständigen. Eine sehr komplexe Aufgabe.

Was »die Jungen« zunächst nicht goutierten, war die Schwere von Begriffen mit Erblast, etwa der Kulturnation. Doch auch, was Kultur im »Web 2.0«, also jener im und vom Internet geformten sozial-kommunikativen Kraft, bedeuten kann, ahnten sie mehr als sie durch eigene Gewohnheiten zu belegen wussten. Allein das Aufscheinen dieser Diskrepanz kann als Teil der Aufgabenlösung verstanden werden. Technologischer Pioniergeist und kulturelle Kompetenz verlaufen nicht stringent parallel: Die Wege in neue Sphären fallen so unterschiedlich aus, wie es eine offene Gesellschaft nur nahelegen kann. Platz hat dort letztlich alles, vieles kann sinnvoll sein; jeder sträubt sich hier und da aber auch auf eigene Weise oder gibt zu erkennen, dass er dem »Fortschritt« als Anwender nachhinkt oder gar in Hinblick auf die je relevanten Inhalte misstraut. Medien und Mediennutzung verändern Ausdrucksformen und letztlich auch unser Kulturverständnis. Wir waren offenbar nicht jung genug, um als Brückenkopf des Wandels präziser Auskunft geben zu können. Zu beklagen ist wie immer das Missing Link, das auch einst in der Rückschau nicht nachweisbar sein wird.

Aber nicht nur im Blick nach vorn ergab sich etwas Ratlosigkeit, sondern auch und wohl vor allem bezogen auf den Wind, der vom »Paradies der kulturellen Selbstschöpfung« her weht und stets mehr an Werten vor uns auftürmt, als wir in die Gegenwart zu integrieren vermögen. Hier schon lauert die »Unübersichtlichkeit« kultureller Formate, häufen sich Aufgaben an, die nach Bewertung, ästhetischer Aneignung und zeitgemäßer Tradierung rufen. Gegen-

wart ist doch letztlich eine Umschlagstelle von Vergangenheit in Zukunft. Der Blick richtet sich zunächst auf das Überkommene, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen, mit dem Rücken zur Zukunft erst spüren wir den Druck (freilich auch den Reiz) einer globalisierten und zunehmend digitalisierten Welt, die den umfassend individualisierten und extrem selektiven Nutzer kennt, der mit diesen Eigenschaften auch kollektive Güter auf sich beziehen wird – oder eben nicht. Was »die Jungen« schon sehr gut beschreiben konnten, waren jene neuen Ausmaße von Selbstbezüglichkeit, die sie selbst aber noch größtenteils durch eigene, teils auch von Entbehrungen gekennzeichnete Zugangsgeschichten zur Sphäre der Kunst ergänzen konnten. Entbehrung: ist dies nicht eine Kategorie der nationalen wie individuellen Erschließung von Kultur als Wertsetzung? Bedarf nicht jede Form von Strahlkraft oder Genuss der Vorleistung, des Entbehrens eben jener Früchte in der Zeit ihrer Reife oder ihrer Versagung? Das mutet sehr antiquiert an mit Blick auf das postmoderne Subjekt als Durchlauferhitzer. Was braucht es da noch große Worte?

Was Wolfgang Thierse uns durchaus als Begriff der Selbstvergewisserung empfohlen hatte – die Kulturnation –, dekonstruierte dann Wolfgang Bergem als vermintes Bedeutungsfeld. Inklusion und Exklusion: Kulturnation kann beides bewirken und vorstellen, je nach Zugriff und vor allem Zugriffstiefe. Da wir aber im Zeitalter recht frei selektierbarer Bedeutung leben, findet Kulturpolitik wie Kultur selbst zunehmend als Bricolage statt. Und so lobten auch die Diskutanten einen gewissen (nicht direkt voraussetzungslosen, aber individuell geprägten) Pluralismus, bastelten eigene Werthorizonte, führten aber Vielfalt letztlich – jeder auf seine Weise – auch ad absurdum, weil jede Setzung irgendwie auch definitiv sein muss. Den Begriff der Kulturnation hielten sie mit spitzen Fingern zwischen ihre Sätze, vielleicht wie ein umsichtiger Prüfling, der manches »Fahnenwort« zwar wissend in seine Rede einstreut, aber die Hoffnung hegt, dass nicht tiefer gebohrt werde. Signifikant fielen wirklich die Antworten auf die Frage nach den persönlichen Vorlieben der Diskutanten aus. Hier wurde deutlich, wie wichtig die

Tobias J. Knoblich ist Vizepräsident der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. und Geschäftsführer des Landesverbandes Soziokultur Sachsen e.V., Dresden.



jeweiligen Bildungserlebnisse und Wege in Formen eigener Kunstproduktion für unser Kulturverständnis sind. Ein Diskussionsstrang bewegte mich dabei besonders, weshalb ich ihn hier etwas herausstellen will: Musik und Bildung. Er mag durchaus exemplarisch sein, weil er die Entbehrung berührt, die in der Kulturnation wie im ästhetischen Genuss auf je spezifische Weise aufscheint.

### Musik und Bildung

Mir war teilweise, als sei nicht mehr zumutbar, dass Musik bestimmter Voraussetzungen bedarf, um verstanden, angeeignet und weitergedacht werden zu können; »klassische« Musik, deren Formate und Rezeptionsformen so gar nicht mit den Aneignungssequenzen jüngerer Akteure kompatibel scheinen. Schnell sind wir nach einer solchen Feststellung an einem Scheideweg. Auf der einen Seite jene, die sich ins Kunstwerk versenken, nach dem Material und seinen Interpretationen fragen und dabei einem gewissen Geniekult nachhängen, auf der anderen Seite die, welche mit saloppem Zugriff sich alles auswählen, was sie für adaptierbar halten und unbefangen in neue Zusammenhänge stellen. Oder solches Material gänzlich ignorieren, ablehnen, als überholt betrachten.

Obschon ich alle Haltungen für legitim halte, störte mich die Geste eines »Man könne heute nicht mehr erwarten, dass ...« im kulturpolitischen Gespräch. Aufmerksamkeitserosion, Veralltäglichere und Technisierung von Klangkulissen als Argumente gegen vermeintlich antiquierte Formen ästhetischen Genusses, die mit heutiger Subjektivität und Kreativität nicht mehr korrespondieren könnten. Sicher hat sich der Kunstbegriff stets gewandelt, als mehr oder minder zuwachssoffen erwiesen, das soll hier nicht in Frage gestellt werden. Auch ist nicht eine konservative Rückbesinnung auf eine erworbene bürgerliche Subjektivität gemeint. Mich irritiert, dass wir die teils bitteren Voraussetzungen kultureller Bildung oft zu rasch zum ästhetischen Standard erheben und damit selbst an der Oberfläche bleiben, in die wir eigentlich eindringen wollen.

Warum geben wir Ansprüche an Kunst auf, ohne intensiver nach Formen gelingender und tiefgründiger Vermittlung an junge Menschen gefragt zu haben? Dies nur könnte doch den Respekt vor künstlerischen Werten fördern, die auch wir uns hart erarbeiten müssen, weil sie nicht sofort evident sind. Es kommt einer Kapitulation vor der Tiefe von Bildung gleich, weil die reine Affirmation neuester Ausdrucksformen oder Technologien in der Regel von



jenen ausgesprochen wird, die selbst über diese Tiefe verfügen, aber lieber auf der Klaviatur des horizontalen Wohlgefallens spielen. Dort findet sich nicht nur die (zu Recht) verschwommene Trennlinie zwischen E und U, sondern auch jene des Verstehens, des Anspruchs und der ästhetischen Distinktion.

Man kann dies ablehnen oder nicht mögen, aber negieren lässt es sich nicht, auch und vor allem nicht kulturpolitisch. Kunst wird stets Kennerschaft einfordern, kulturelle Bildung sollte den Weg dorthin für alle eröffnen. In erster Linie soll sie freilich den Menschen bei seiner Selbstentfaltung unterstützen, aber dabei nicht als Mittel zu diesem Zweck die Potentiale von Kunst ignorieren. Es ist immer eine Gratwanderung, und manchmal kommt ein Unbehagen auf, weil man glaubt, man mache sich etwas vor.

Wir reden vom Kulturpublikum von morgen, haben aber offenbar keine hinreichende Kraft, Anspruch umfassend zu denken und die Bedingungen zu schaffen, Publikum auch zu fordern und ihm damit Emanzipation erst wirklich zu ermöglichen.

Bildung kann keine Verteilungsgeste sein, die sich in Musikinstrumenten oder singulären Schülerprojekten ausdrückt, sondern sie muss am Kern der Persönlichkeitsformung ansetzen. Im Grunde treffen sich hier strategisch Kultur-, Bildungs- und Sozialpolitik, ohne dass diese Schnittmenge konzeptionell hinreichend ausgearbeitet würde, wie wir trotz des Entstehens »lokaler Bildungslandschaften« erkennen können. Eine Mammutaufgabe, gewiss. Aber erst eine gesellschaftspolitische Wende kann dazu führen, ein gutes Maß von Erhalten und Erneuern auch in Hinblick auf die verfügbaren Kulturgüter einzupegeln.

Heute steht härter denn je Populäres, Unterhaltames gegen künstlerische Modernität. Davon kündigt nicht nur das Nischendasein in der Regel unverstandener Neuer Musik, auch die Instrumente von Kul-

HafenCity.  
Moderne  
Architektur.Rechts  
Marco Polo  
Tower am  
Strandkai  
Foto: Franklin  
Hollander

Warum geben wir Ansprüche an Kunst auf,  
ohne intensiver nach Formen gelingender  
und tiefgründiger Vermittlung an junge  
Menschen gefragt zu haben?



HafenCity.  
Rechts moderne  
Architektur, links  
am Sandtorkai  
der Speicher-  
stadt  
Foto: Franklin  
Hollander

turpolitik reichen immer stärker in die Sphären produktorientierter Distribution, simulierter Märkte. Geschmacksbildung – ein altmodischer Begriff wie jener des Geschmacks selbst, der nach Alexander Gottlieb Baumgarten die Fähigkeit bedeutet, mit den Sinnen zu urteilen – wird verborgen hinter dem Diktum der Rahmenkompetenz (des Staates, der Kommunen) und dem Konformitätsdruck eben jener Unterhaltungsförmigkeit, die schon Gerhard Schulze mit den Zielen von Kulturpolitik kontrastierte, die auf den Menschen und die Gesellschaft im Ganzen gerichtet sei. Dabei charakterisierte er Kulturpolitik lediglich als Vektor, der nicht selbst nach Belieben steuern kann. Das ist eine neu zu vergegenwärtigende Bestimmung: die Richtung heißt »Kampf um Aufmerksamkeit«, und sie wird in einem ökonomisierten Gestus beschritten. Der Diskurs über kulturelle Bildung ordnet sich diesem Leitmotiv zu stark unter, er ist mehr Leistungsschau als strategisch konsistent. Vielleicht wären die Gegenstände von Kulturpolitik noch ernster zu nehmen; in ihrem Zentrum steht die Kunst.

Kunst lässt sich nicht abschleifen, nur vergessen, ein Werk will erschlossen sein. Jede Zeit übt ihren Umgang, etabliert Formen der notwendigen Respektlosigkeit, aus der sich neue Aufbrüche speisen, die emanzipieren und Originalität befördern. Aber jede Zeit tut auch gut daran, Zugänge zu eröffnen und Mühe durchaus nicht abzubauen, um ästhetischen Genuss zu ermöglichen, der mehr ist als die Überschätzung des eigenen Resonanzraums. Kürzlich hat sich Reinhard Brembeck in der *Süddeutschen Zeitung* mit dem Verhältnis zwischen klassischer Musik und ihrer – vor allem architektonischen – Inszenierung befasst. Hier geht es im Grunde um dasselbe Problem: den Abbau des Zumutbaren. Im Kern sei der, der sich klassische Musik aneignen

Politik sollte sich endlich ehrlich einstellen und härter daran arbeiten: kulturelle Bildung als Hebel des Möglichen zu begreifen, nicht nur der symbolischen Aufwertung oder gar des Selbstbetrugs.

wolle, zunächst mit unschönen Dingen konfrontiert: »Der schwitzende, stöhnende Musiker auf der Bühne, die Zumutung und Anstrengung, die die Hammerklaviersonate fürs Publikum wie für den Pianisten bedeutet, die Lust der Oper an Mord, Verrat, Schändung, die endlos sich hinziehende Herausforderung von Bachs Solo-Geigenstücken, ganz zu schweigen von den Zumutungen der Moderne: Klassik setzt, um ihre Wirkung entfalten zu können, eine gehörige und jahrelange Bereitschaft zur Selbstkastierung voraus. Was gern beschönigt und kleingere-det wird, ... durch den Bau spektakulärer Konzerthütten, durch Events und Spektakel vergessen gemacht werden soll.« (SZ vom 23.4.2010)

Zwischen diesen Polen sammelt sich viel Anpassung und Zeitgeist: Kunst wird als das verstanden, was sich zeitgemäß aneignen lässt, Kunst soll so inszeniert sein, dass sie nicht zu unbequem wird, dass es mehr um *uns* als das Werk geht. Scheint uns »Werk« nicht begrifflich schon eine Zumutung? Mehr Wirkungsästhetik war nie, aber auch nie mehr Leere in dem, was bewirkt werden kann – die Liturgie des entleerten Subjekts, etwas defätistisch formuliert, am besten in einem Ambiente, das die Leere vergessen macht oder konzeptionell auffängt. Wo die Anstrengung mit sich allein ist und die »kontemplative Versenkung« keine Option, prallt die Kunst mit elementarer Wucht an einer Fassade der Selbstreferentialität ab. Das Elitäre in der Kunst kann, wenn man so will, nur im Zuge der Hinwendung zu ihr abgetragen werden; dies ist ein individueller Weg, für den es keinen Kollektiversatz jenseits wohlfeiler Inszenierung gibt. Formen der Eventisierung allein werden uns keine dauerhafte Basis künstlerischer Entwicklung und Bildung sichern. Aber so weit kamen wir gar nicht in der Diskussion.

Kreativität für alle kann es geben, Kunst für alle am Ende vielleicht doch nicht. Den Weg in beide Richtungen, der über weite Strecken ein gemeinsamer ist, wäre konsequent und am Ende auch »geschmacksbildend« zu gehen. Kulturelle Bildung enthält auch musische Bildung. So präzise muss das gesagt sein. Darin liegt die Herausforderung für eine Kulturpolitik, die nicht dem Zeitgeist verfällt. Ein Anspruch auf diese Kompetenz kultureller Entfaltung des Einzelnen steckt im Konzept der Neuen Kulturpolitik, des Bürgerrechts Kultur, nicht jedoch ihre Verteilung als Begrüßungsgeld für alle. Darauf sollte sich Politik endlich ehrlich einstellen und härter daran arbeiten: kulturelle Bildung als Hebel des Möglichen zu begreifen, nicht nur der symbolischen Aufwertung oder gar des Selbstbetrugs.